

Zeitschrift: Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik
Herausgeber: Verein für wirtschaftshistorische Studien
Band: 35 (1982)

Artikel: Fünf Generationen Steinfels
Autor: Bondt, René
Kapitel: "Wer einen Beruf mit Erfolg betreiben will ..."
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1091161>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

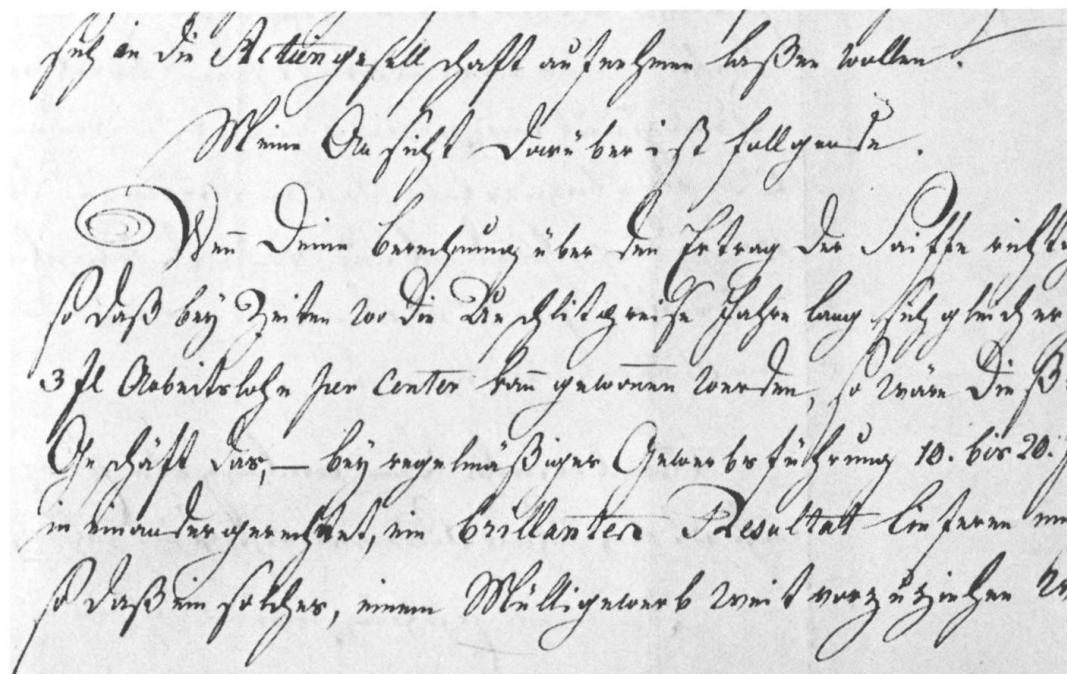
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Wer einen Beruf mit Erfolg betreiben will . . .»

«Mein lieber Sohn ist unschlüssig, in welcher Berufsart er in Zukunft seinen Broterwerb suchen solle, und legt mir zwey Projecte vor, von welchen das eine die zu erwartenden Vortheile einer Kerzen- und Seifenfabrik im Grossen, das andere eine durch Actien zu errichtende Bierbrauerey – verbunden mit dem Mehrertrag der Mietzinse für das plein pied, Schopf und etc. im untern Berg – beleuchtet, und ersucht mich, dieselben zu prüffen und ihm meinen Rath und Ansichten darüber mitzutheilen.»

Metzgermeister Heinrich Steinfels, der Schreiber dieser mit dem 24. Februar 1834 datierten Zeilen, wohnte nur ein paar Steinwürfe weit von seinem Sohn Friedrich entfernt. Dennoch erfolgte der Meinungsaustausch vom Haus «Zum Tannenberg» (heute Neumarkt 8) zum Zürcher Hirschengraben, wo der fünfundzwanzigjährige Junior am 6. Juni 1833 die Liegenschaft «Zum untern Berg» gekauft hatte, mit Papier und Tinte. Eine beschaulichere, blesenere Zeit neigte weit öfter zur schriftlichen Fixierung und zum Briefverkehr als heute – zum Glück für den Chronisten, dem sich schwarz auf weiss die Quellen einer ungewöhnlichen Familien- und Firmengeschichte offenbaren.

Vater Steinfels machte sich die Antwort nicht einfach. Zwei Tage lang erwog er nach eigenem Bekenntnis die beiden Optionen des Jüngeren, der glaubte, auf die eine wie auf die andere Art sein Auskommen zu finden. Dann legte er sich unzweideutig fest. Auf sechs engbeschriebenen Seiten argumentierte Johann Heinrich Steinfels: «Wenn Deine Berechnung über den Ertrag der Seiffe richtig ist, so dass bey Zeiten, wo die Unschlittpreise Jahre lang sich gleicherhalten, 3 Gulden Arbeitslohn per Center kann gewonnen werden, so wäre dies ein Geschäft, das – bey regelmässiger Gewerbeführung 10 bis 20 Jahre ineinandergerechnet – ein brillantes Resultat liefern müsste.» Der herrlichen Aussicht mischt der Schreiber allerdings eine Prise Skepsis bei: «Aber ich fürchte, Deine Berechnung über Ertrag der Seiffenfabrication sey nicht auf ganz sicheres Fundament gestützt und daher zu gewagt.» Wer einen Beruf mit Erfolg betreiben wolle, liest man weiter, müsse diesen zuerst erlernen. Wenn aber dieser Satz richtig sei, «so fragt es sich, auf welche Art kommt das Lehrgeld am wenigsten hoch zu stehen, und die natürliche Antwort wird seyn – man muss das Geschäft anfänglich im Kleinen betreiben. Von der Wahrheit dieses Satzes wirst Du Dich durch die Kerzenmacherey, die in allen ihren Theilen viel einfacher ist, überzeugt haben.»



Aus dem Brief, den
Heinrich Steinfels am
24. Februar 1834
seinem Sohn
Friedrich schrieb.

Gegenüber der Bierbrauerei – die der alteingesessene Zürcher Bürger und Zünftter auf dem Umweg über feuchtfröhliche Burschenherrlichkeit «hauptsächlich an das Gedeihen unserer Hochschule» knüpft, die er zudem nur «im Grossen» rentieren sieht und deren Raumbedarf den jungen Eigentümer des «Untern Bergs» zur Suche nach neuen, teuren Immobilien nötigen würde – ist das Seifensiederhandwerk nach Meinung des väterlichen Ratgebers das aussichtsreichere Gewerbe. «Die jetzige Crisis für die Kerzen- und Seiffenfabrication hat schon und wird die Concourentschaft vermindern», gibt der Briefschreiber zu bedenken, bei dem der momentane Einbruch im Kerzenmacher- und Seifensiedergewerbe offenbar keine grundsätzliche Irritation verursachte.

Solcher Optimismus war zum einen begründet. Noch war die Kerze als Lichtspender nicht von Gas, Petrol und Elektrizität verdrängt worden. Hinzu kam, dass Unschlitt (Rindertalg) ein sehr landläufiger Rohstoff war, der in jedem Schlachthaus reichlich anfiel – so auch in der Fleischhalle am Limmatquai, wo Johann Heinrich Steinfels, Metzger bereits in der dritten Generation, neben andern Zunftgenossen seine Schlachtbank hatte und wo der 1808 geborene Friedrich, sein einziger männlicher Nachkomme, der das Erwachsenenalter erreichte, sich ebenfalls kurze Zeit als Metzger betätigt haben

Zürcher
Hirschengraben im
ausgehenden
18. Jahrhundert:
Tuschzeichnung von
J. C. Uelinger
(Zentralbibliothek
Zürich).



dürfte. Was das Seifensieden ums Jahr 1830 betraf, so waren Prophezeiungen schwieriger. In Bern hatte die Fabrikantenfamilie Wildbolz in dem üblicherweise zusammen betriebenen Kerzen- und Seifengewerbe die Pionierrolle hierzulande übernommen. Und als sich in Zürich ein Steinfels beinahe gleichzeitig mit Johannes Sträuli in Winterthur anschickte, dem gleichen Doppelhandwerk zu frönen, gab es an der Limmat bereits die – allerdings mehr schlecht als recht funktionierenden – Seifenmanufakturen Bluntschli und Oertli. Gewichtiger war aber wohl die Tatsache, dass die meisten Hausfrauen damals ihre Waschlauge selbst zubereiteten. Die teure, wohlriechende Toilettenseife stand ihres enormen Preises wegen nur der feinen Dame zu Gebot und stammte in der Regel aus Frankreich, Italien oder Spanien, wo es die exzellenten Olivenöle gab. Der Raffinesse der «Marseillanerseife» hatten die biederer eidgenössischen Unschlittkocher vorerst wenig bis nichts entgegenzusetzen, da sich ausländischer Rohstoffbezug weder technisch noch finanziell verantworten liess.

Anderseits wuchs das noch nicht sonderlich ausgeprägte Hygienebedürfnis mit der Zunahme medizinischer Grundkenntnisse allmählich auch in den einfacheren Schichten des Volks – zur Freude jener schnell wachsenden Gilde von Seifenherstellern, die sich im frühen 19. Jahrhundert in der

Schweiz etablierte. In einer Schweiz, muss man hinzufügen, die ein gar seltsames politisch-wirtschaftliches Gebilde darstellte. Nach Jahren der napoleonischen Fremdbestimmung und zentralistischen Erneuerungssucht grassierten Hunger, Depression und Restauration, begleitet vom langanhaltenden Ringen zwischen «Kantönligeist» und einem industriell befruchteten Liberalismus. Diesem gelang es zwar bereits 1831, die Handels- und Gewerbefreiheit in der neuen Zürcher Kantonsverfassung zu verankern; vor der Gründung des schweizerischen Bundesstaats 1848 fehlte der liberalen Bewegung jedoch die Kraft, das lähmende Netz der kantonalen Zölle, Masse und Münzen, der Brückentaxen, Weggelder und örtlichen Hoheiten zu zerrenissen. Bei soviel internen Hürden – zu denen freilich die Sparsamkeit und fiskalische Enthaltsamkeit der Kantone sowie ein alles in allem friedliches Nebeneinander der eidgenössischen Stände wohltuend kontrastierte – war an einen namhaften Import und Export über die Landesgrenzen hinweg ohnehin nicht zu denken, zumal der Verkehr zu Land und zu Wasser noch eng begrenzte Kapazitäten aufwies.

Viereinhalbtausend Jahre Seife

Ungestüme Dynamik ging dagegen von den Naturwissenschaften und ihren technischen Anwendungsgebieten aus. Auch die Seifenchemie erlebte im frühen 19. Jahrhundert ihre industrielle Revolution. Bevor indes davon die Rede sein kann, muss unser Blick zurückwandern in die Ur- und Frühgeschichte des Waschens. Am Anfang dieser Historie stehen ausgesprochen natürliche Reinigungsmittel: der fettlösende Speichel, der scheuernde Sand, das Wasser in kaltem oder vorzugsweise erhitztem Zustand. Schafs- und Schweinekot, Rindsgalle und Urin, von den römischen Wäschewalkern (*fullones*) mit Vorliebe benutzt, dienten bei den frühen Kulturvölkern des vorderen Orients dem gleichen Zweck. Auf pflanzlicher Basis wurden die Wurzeln des Seifenkrauts (*Saponaria*), Kastanien- und Bohnenmehl, Kleie und Gerstensaureteig – jeweils mit siedendem Wasser übergossen – als schäumende Lösungsmittel verwendet. Bereits in der Antike war auch die Waschlauge aus Asche und heissem Wasser bekannt, deren gute Wirkung sich durch die ätzende Beigabe von gebranntem Kalk noch steigern liess.

Eine «Seife», fabriziert aus einem Liter Öl und etwa 5,5 Litern Pottasche,

empfiehlt eine sumerische Tontafel aus dem dritten vorchristlichen Jahrtausend zum Waschen von Wolle. Das gleiche Produkt scheint als Salbe in medizinischem Gebrauch gestanden zu haben. Ägyptische Papyri dokumentieren, dass man am Nil eine natürliche Soda (Trona) mit tierischen oder pflanzlichen Fetten durch Erhitzung zu verbinden wusste. Im verschütteten Pompeji fanden die Ausgräber nach fast zwei Jahrtausenden eine vollständige Anlage zur Seifenherstellung. Den Römern gefiel das Produkt allerdings zunächst als Haarfestiger, wie es Cäsars Krieger bei Galliern und Germanen entdeckt hatten und von Plinius dem Älteren (23 bis 79 n. Chr.) in seiner «Historia naturalis» beschrieben wurde. Im Jahr 167 beschrieb der Arzt Galenus dann die Seife aus Fett, Aschenlauge und Kalk auch als Reinigungsmedium, das die Haut weich mache und den Schmutz vom Körper und aus den Kleidern löse.

Gar manches, was die Antike entdeckt und erforscht hatte, wurde durch arabische Vermittlung dem europäischen Mittelalter vererbt. Das gilt auch im Falle der Seifenherstellung: Die Mauren, offenbar mit dem Geheimnis der Kaustifizierung von Siedelauge mittels Ätzkalk vertraut, verfügten über die Fähigkeit, feste, konsistente Seife zu fabrizieren und transferierten diese Kunst nach Spanien, wo Olivenöl und die Asche aus Meerespflanzen ein vor treffliches Seifenprodukt ergaben. Die Zentren der Olivenkulturen wurden nach und nach auch Metropolen der Seifenzubereitung am Saum des Mittelmeers: Alicante, Cartagena und Sevilla erlangten in dieser Hinsicht iberische Berühmtheit, in Italien dominierten Savona, Venedig und Genua. Seit dem 16. Jahrhundert war vor allem die provençalische Hafenstadt Marseille das «Mekka der Seife», intensiv gefördert durch den Pariser Königshof. Besonders Ludwig XIV. kümmerte sich höchstselbst um die Aufbereitung feiner, wohlduftender Luxusseife: Sein Finanzminister wurde angewiesen, genuesische Seifensieder abzuwerben, um eine staatlich geschützte französische Seifenindustrie aufzuziehen. Die Kolonialmacht Grossbritannien und die handelsbeflissen Niederlande zogen mit ähnlichem nationalem Anspruch nach, zumal ihnen die Seefahrt die hochwertigen tropischen Pflanzenöle (Erdnussöl, Sojabohnenöl, Kokosöl, Palmöl) erschloss.

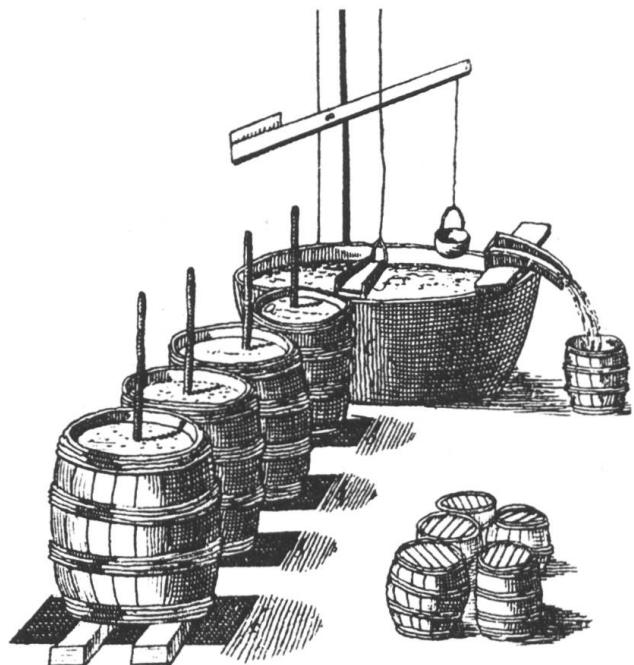
Anders in Mitteleuropa. Hier war das weisse oder marmorierte Produkt nach Marseiller Art ein zu teurer Artikel für die Körpertoilette oder gar fürs Wäschewaschen. An seiner Stelle diente die weiche, dunkle Kaliseife (Schmierseife), hergestellt aus billigen Ölen, als täglicher Haushaltartikel. Daneben war Talg gleichermassen die Basis für die Produktion weisser Seife

und fürs Kerzenziehen, das ja oft unterm selben Dach geschah. Waren ihre Artikel auch weniger edel als jene aus südfranzösischen Siedereien, galt ihr Gewerbe, meistens vom Vater auf den Sohn vererbt, doch als ebenso ehrenwert wie der Stand der Krämer oder der Metzger. Diese waren hierzu-lande lange Zeit des Seifenfabrikanten wichtigste Partner und wussten aus ihrer Position – die einen als Abnehmer, die andern als Grundmateriallieferanten – häufig Profit zu schlagen. Zünftisch gegliedert waren die Seifensieder in unseren Breiten da und dort bereits im Mittelalter, vielerorts fehlte für Leute dieser Berufsgattung freilich eine gesonderte ständische Ordnung. Überall dort gehörte «der munt're Seifensieder», wie ihn Friedrich von Hagedorn im 18. Jahrhundert besang, zu den populären gewerblichen Figuren, die man indes am liebsten ausserhalb des Stadt kerns arbeiten sah, weil ihr Tagewerk nicht eben Wohlgeruch entfaltete.

Anrüchig war die Seifensiederei manchmal auch in einer andern Weise: Wo man kocht, mixt und probelt, mag die Versuchung schon übergross werden, «billigen Wein in teuren Flaschen» zu verkaufen. Unter dem Motto «Die Betrügereien einiger Seifensieder» vermerkt die 1788 vom Berliner Professor *Johann Samuel Halle* in deutscher Sprache herausgegebene, ursprünglich vom Franzosen *Henri Louis Du Hamel* verfasste Schrift «Die Seifensiederkunst» entsprechende Beispiele. Du Hamels illustriertes Büchlein gibt aber vor allem einen famosen Überblick, wie ein Handwerk am Vorabend sprunghaften technisch-chemischen Fortschritts vielerorts aussah und auch noch für Friedrich Steinfels und seine erste Siedebude verbindlich gewesen sein mag. Jede Seife, so schildert unser Gewährsmann vor zwei Jahrhunderten, entstehe «aus der Verdickung eines Öls oder eines Fettes durch ein kaustisches Alkali», wobei «das ausgepresste Öl aus den Mandeln, Haselnüssen, Nüssen, Hanf, Leinsamen, Rübensaamen, aus Mohnkörnern, der Talg der Thiere, der Fischtrahn» als Grundmaterial dienen können, übertragt freilich von den Produkten «aus reinem Baumöl». Als Laugensalze zur Seifenherstellung empfiehlt Du Hamel «die Sodasche vom Salzkraut» sowie «weisse oder graue Pottasche», die man noch mit ungelöschem Kalk schärfe.

Dem Prinzipiellen folgen die Einzelheiten. In einer bodenständigen Seifensiederei entdeckt der französische Autor ein ganzes Arsenal von Geräten, die er mit enzyklopädischem Fleiss auflistet: Schürhaken, Holzlineal, Rührkrücke, Eisenschaufel, Eisenspatel, Keule, Kalksieb, Maurerkelle, Streichholz, Holzkamm, Messingdraht, Eisenmesser, Kupferpfanne, Eimer, Näpfe, Töpfe – all dies und anderes mehr braucht es zum Feuerschüren,

Seifensiederutensilien
des 18. Jahrhunderts
(aus Du Hamel,
«Die
Seifensiederkunst»).



Teigrühren, Verstossen, Mischen, Verstreichen, Vorstanzen, Ausstechen und Schneiden.

Die Arbeit der Laugenzubereitung geschieht nach Du Hamel in Fässern oder festen Verschlägen, das eigentliche Seifensieden aber vollzieht sich in grossen Holzkesseln mit eisenblech- oder kupferverstärktem Boden. Dort gerinnt nach einigen Stunden des Kochens die Materie «und wird weiss, wie ein sehr flüssiger Brei. Man unterhält das Kochen acht Stunden, indem man von Zeit zu Zeit schwache Lauge zugiesst. Endlich giesst man innerhalb vier oder fünf Stunden von der zweiten oder Mittellauge nach, worinnen ein Ei nur um zwei Drittheil einsinkt, und davon bindet sich das Öl immer mehr, und nimmt die Gestalt eines dicken Breies an sich. Als denn giesset man hurtig zwei oder drei Eimer der schärfsten Lauge zu, wobei man das Feuer gleich stark erhält, indessen dass sich die Seife bildet, und man muss von Zeit zu Zeit versuchen, ob sie genug gekocht ist.» Wenn die Seife «auf dem Glase körperlich wird und von der Kelle sich reinlich ablöset», darf das Sudfeuer ausgehen. Scheidet sich in der Folge die Lauge, lässt sich die schwimmende Seife abschöpfen und in Formkästen füllen. Ist sie dort schliesslich erkaltet und getrocknet, wird sie in Blöcke und Stücke geschnitten. Du Hamel offeriert noch andere Varianten der Saponifikation, gibt aber keiner ausgesprochenen den Vorzug, denn «jeder folgt seiner Methode und macht gute Seife».

Was nützt allerdings die beste Seife, wenn mit ihr die Fertigkeit des Wäschewaschens nicht Schritt hält? Heute, im Zeitalter der Waschvollautomaten, gibt man sich kaum mehr Rechenschaft darüber, wieviel Hausfrauenarbeit sich einst damit verband. Das Treten, später das Schlagen oder Schrubben der Wäsche erforderte Kraft und Ausdauer. Dass weiches Regen- und Flusswasser der Wäsche und dem Waschen zuträglicher waren als das harte Quellwasser, wusste man von alters her. Überhaupt, vor dem eigentlichen Waschprozess wurde tüchtig eingeweicht. Wo geschmeidiges Wasser fehlte, behalf man sich mit Zusätzen von Alaun, Soda und Borax, später vorwiegend mit Bleichsoda. Bevor das chemische Bleichen im Schwange war, liess man die Sonne dieses Werk tun: Flurbezeichnungen wie «Bleiche», «Bleicherweg» oder «Garnhänke» verweisen auf die in aller Regel sehr weitläufigen Felder, auf denen familiäres Waschgut, mehr aber noch die von Lohnwäschерinnen gereinigte Fracht aus Herrenhäusern oder aus Textilmanufakturen ausgebreitet wurde.

Lange Zeit war das Waschen – zunächst am gemeinsamen Trog, dann auf dem Bleichplatz – eine öffentliche und sehr mitteilsame Angelegenheit im Freien. Die langsame, stetige Wohlstandsmehrung im 19. Jahrhundert schuf indes auch hier einen neuen Standard: Es entstand das gemeinschaftliche Waschhaus oder bereits die individuelle Waschküche, in deren Mittelpunkt der Heisswasserbottich zu stehen pflegte. Noch waren primitive «Waschmaschinen», in denen sich Wäsche mit Dampf- oder Muskelkraft treten und drehen liess, eher ein Attribut von Bastlerstuben als von Waschküchen. Mit dem Aufwärtstrend von Technik und Hygiene hielt dagegen die Kleidersitte Schritt: Leibwäsche und Hemden wurden nun Allgemeingut, was sie zuvor keineswegs gewesen waren. Und Mutter machte sich eine Ehre daraus, ausser den sauberen, frisch gebügelten Textilienstapeln auch stets einen kleinen Vorrat an wohlgetrockneten Seifenstücken vorweisen zu können.

Justus Freiherr von Liebig fasste diesen Tatbestand 1844 in einen Satz, der zum geflügelten Wort wurde: «Die Kultur eines Volkes richtet sich nach dem Verbrauch von Seife.» Daran hat sich bis heute wenig, an der Seife selbst aber recht viel geändert. Nicht unschuldig an der Weiterentwicklung waren die Seifensieder, denen mit zunehmendem Wachstum ihrer Manufakturen die Asche- oder Alkali-Komponente auszugehen drohte, während die Öl- und Fettbeschaffung unproblematischer war. Ihr Ruf nach einer synthetischen Soda (Natriumkarbonat) wurde von der Französischen Akademie der Wissenschaften vernommen, die ein praktikables Verfahren zu belohnen

versprach. Der Arzt *Nicolas Leblanc* hatte Erfolg, holte sich am Vorabend der Französischen Revolution die Prämie und schuf die Voraussetzungen für eine fabrikatorische Sodagewinnung, die ein Jahrhundert lang verbindlich blieb – bis zur erfolgreichen Vermarktung des besseren Ammoniak-Soda-Verfahrens durch den belgischen Industriellen Ernest Solvay, der Fresnels lange Zeit schlummernde Soda-Herstellungsmethode auferweckte. Um für die Seifensiederei zu taugen, musste die Leblanc-Soda mit gelöschem Kalk kaustifiziert werden. Erst als es gelang, Natronlauge durch Elektrolyse aus Kochsalzlösung zu gewinnen, konnte auf diese unangenehme Prozedur verzichtet werden.

Die Oleochemie schloss derweil ebenfalls nicht. Als «Vater der Fett- und Seifenforschung» ist der Franzose *Michel Eugène Chevreul* (1786–1889), übrigens auch ein wichtiger Schrittmacher des Textilfärbens, in die Annalen eingegangen. Er analysierte die Seife auf wissenschaftlich-systematischer Grundlage und fand heraus, dass die dabei verwendeten Neutralfette sich aus «fetten» Säuren und einer flüssigen Komponente alkoholischen Charakters – er nannte sie Glyzerin – zusammensetzen. Das Verseifen mit Alkalien (Kalilauge macht das Endprodukt flüssig, Natronlauge macht es konsistent) wurde als Salzbildungsvorgang erkannt. Das Glyzerin spielte bei diesem Prozess gar keine Rolle, ging aber als Bestandteil des Nitroglycerins bald seinen eigenen hochexplosiven und martialischen Weg. Darum wurde es in der Folge nicht mehr einfach «versotten», sondern normalerweise separiert und verkauft. Chevreul isolierte sieben verschiedene Fettsäuren, die sich durch mehr oder minder feste (gesättigte) oder flüssige (ungesättigte) Konsistenz unterschieden und denen er Namen wie Stearin, Olein und Margarin gab. Ein anderer Franzose, *Claude Louis Berthollet*, praktizierte ums Jahr 1800 die chemische Bleiche mittels Chlor und lieferte damit seinerseits einen epochemachenden Beitrag zur Geschichte des Waschens.

Diese und andere Entdeckungen trugen Entscheidendes zur Ausbreitung des Seifengewerbes bei, das freilich im 19. Jahrhundert noch fast durchgehend auf der Stufe des Handwerks stehengeblieb – eines Handwerks, zu dem sich Friedrich Steinfels und nach ihm vier weitere Generationen seines Geschlechts bekannten. «Sippentreue», davon war bereits andeutungsweise die Rede, ist allerdings ein weitverbreitetes Charakteristikum in der traditionellen Seifen- und Kerzenmacherei. Damit unterscheidet sich dieser Berufs Zweig in seinen «dynastischen» Bezügen gar nicht wesentlich von der Tätigkeit des Scharfrichters und Wasenmeisters (Abdeckers) im alten Zürich, dem

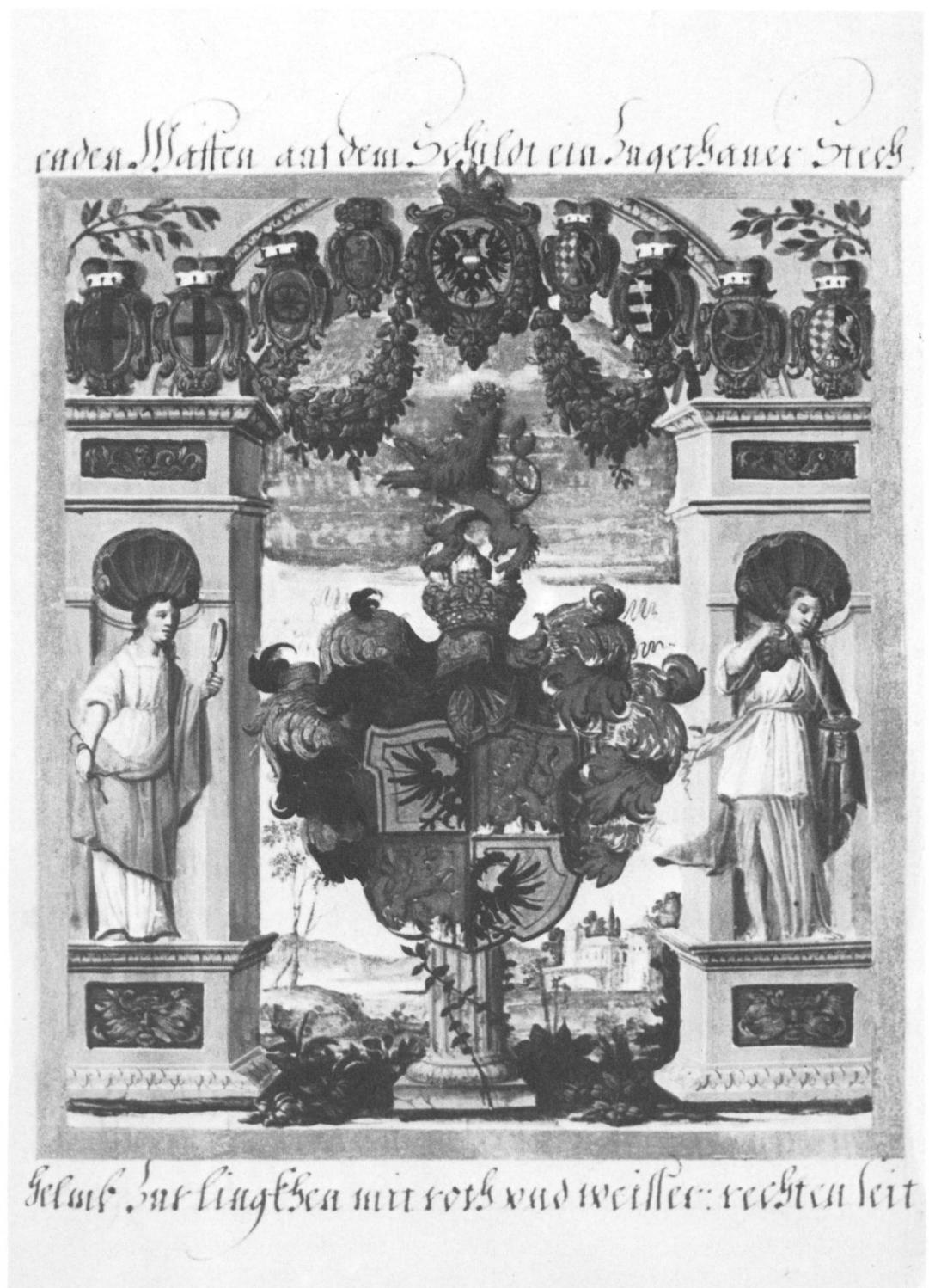
das wenig populäre und angesehene, indes gefürchtete und respektierte Amt eine gesellschaftliche Sonderstellung zwischen den Ständen verschaffte – mit der Konsequenz, dass der Henkersdienst meistens vom Vater auf den Sohn überging, demzufolge über Jahrhunderte hinweg immer wieder die gleichen Familiennamen in dieser Charge auftauchen.

Ein Wappen vom Habsburgerkaiser

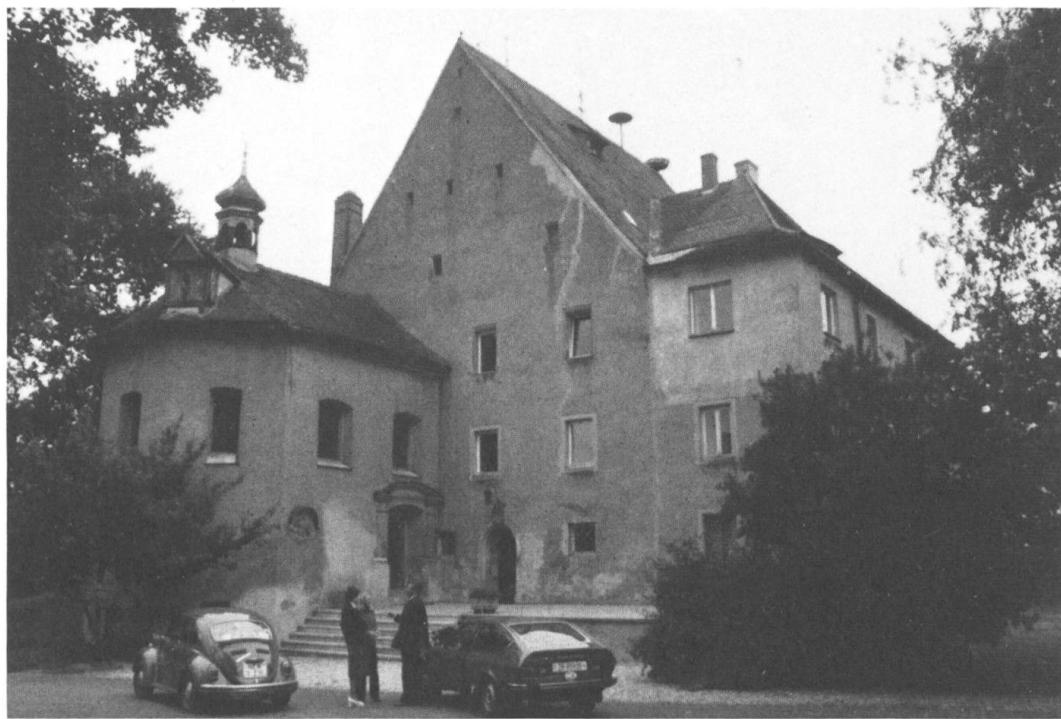
Was aber gibt überhaupt Anlass, das ehrenwerte Seifensieden mit der weniger honorigen Scharfrichterei in kühne Beziehung zu setzen? Die Antwort ist simpel: weil frühe Vorfahren unseres Friedrich Steinfels Zürichs Missetäter aufs Schafott führten. Die Familie Steinfels ging aus dem Geschlecht jener *Volmar* hervor, die aus Konstanz stammten, 1583 in der Limmatstadt eingebürgert wurden und vom späten 16. Jahrhundert bis zur Suspendierung des Scharfrichterdienstes 1831 ununterbrochen diesem blutigen, aber auch ernsten und verschwiegenen Geschäft im Sold der Obrigkeit nachgingen. Steinfels-Ahnherren ist der 1613 geborene Wundarzt *Johannes Volmar*, dessen Sohn *Johann Heinrich*, ebenfalls Chirurgus, nach einigen bitteren Lebenserfahrungen den Schatten der exekutierenden Altvorderen ein für allemal abschütteln wollte. Obwohl einem der frühen Stände der alten Eidgenossenschaft zugehörig, gelangte er an die allerhöchste Reichsinstanz und bat den Habsburgerkaiser Leopold I., ihm, seinem Vater und seinen Nachgeborenen neben einem eigenen Wappen einen anderen Namen zu verleihen, nämlich jenen der Familie *Steinfels*, die «selbiger orthen ein ehrliches abgestorbenes Geschlecht gewesen» sei.

Weshalb Johann Volmar gerade auf die unterbrochene Linie der Steinfelse von Steinfels kam, ist nicht überliefert. Dagegen blieb die Antwort der kaiserlichen Hofkanzlei zu Wien erhalten. Sie findet sich in einem Wappenbrief vom 12. Dezember 1665 und bringt zum Ausdruck, dass der deutsche Herrscher römischer Nation «mit wohlbedachtem mueth, guettem rath und rechtem wissen besagtem Johann Vollmar diese besondere gnadt gethan» habe – und zwar dergestalt, dass sich «Johann Vollmar iezo Steinfels, seine Erben und Nachkommen zu ewigen zeitten von denen überigen in der Eydtgenossenschaft befindenden Vollmar abgesondert» betrachtet dürfen. Die Beschreibung des neuen Wappens hielt fest, dass es sich dabei um einen viergeteilten Schild handeln solle, in dessen linkem oberem und rechtem unterem Feld auf weissem oder silbernem Hintergrund ein einwärtsgewen-

Das
Steinfels-Wappen im
kaiserlichen
Wappenbrief von
1665.



Hammerschloss
Steinfels in der
Oberpfalz.



deter roter Löwe «mit offenem Rachen, vorhausgeschlagener Zungen, für sich geworffnen pranckhen und über sich gewundenen doppelten Schwanz» erscheine, während sich auf den übrigen beiden Schildvierteln auf gelber oder goldener Tönung ein halber schwarzer Adler zeige, «mit offenem Schnabel, rothausschlagender Zungen und von sich Weissenden Waffen». Über dem Schild soll «ein zugethaner Stechhelmb» stehen, seinerseits überhöht von einer Königskrone mit dem Wappenlöwen.

Natürlich wäre es auch im Rahmen einer Firmengeschichte, die in manchen Teilen kongruent ist mit einer fesselnden Familienhistorie, interessant genug, den frühen Trägern und der Breitenwirkung des Namens Steinfels gebührende Rechnung zu schenken. Lassen wir es im Sinne der thematischen Konzentration indes bei ein paar Nachforschungsergebnissen jüngeren Datums bewenden. So besitzt die Bremer *Hansa-Linienreederei* eine Reihe moderner Containerfrachter ähnlicher Bauart, von denen einer als «MS Steinfels» die Meere befährt. Namengebend, das förderten gezielte Erkundigungen zutage, war in diesem Fall das im oberpfälzischen Kreis Neustadt an der Waldnaab gelegene Schloss Steinfels, dessen behäbiges Gemäuer samt Hauskapelle, Gutshof und Überresten einer Hammerschmiede sich

gegenwärtig im Besitz der Adelsfamilie *von dem Bongart* befindet. Das heutige Hammerschloss, umgeben von Wäldern, Weihern und Mooren, entstand im 17. Jahrhundert auf den Ruinen einer zunächst von den Hussiten beschädigten, dann im Dreissigjährigen Krieg vollends zerstörten Wasserburg. Als Rittergutsbesitzer waren die Hammerherren auf Steinfels auch Inhaber der niederen Gerichtsbarkeit, ein Privileg, das lange Zeit das Geschlecht der Mendl innehatte, bevor Schloss Steinfels in andere – teils adelige, teils bürgerliche – Hände geriet. Am Anfang freilich standen als Burgherren die «Steinfelser», ein Geschlecht, das auch Chronist Josef Meyer in seiner Broschüre «Zur Geschichte von Steinfels» nicht näher einzugrenzen weiß. Man darf indes vermuten, dass damit jene Dynastie eruiert ist, deren Aussterben Johann Volmar zu seinem neuen Namen von Kaisers Gnaden verholfen hat.

Johann Volmar alias Steinfels (1613 bis 1676) avancierte vom strebsamen Studiosus zum geachteten Wundarzt und wurde stolzer Vater von elf Kindern. Eines davon war *Hans Jakob Steinfels* (1640 bis 1701), ebenfalls Arzt, daneben 1688 Zunftmeister, 1690 Obervogt zu Wollishofen und 1691 Gesandter zu Schwyz – ein Mann also, der zu höchsten Ehren und Würden aufstieg. Sein Bruder *Hans Rudolf Steinfels* (1644 bis 1705) brachte es «nur» zum Metzger, hingegen auf zehn Nachkommen, von denen *Hans Heinrich Steinfels*, Apotheker und oberster Salzdiener in Zürich, besonderes Interesse schon darum beanspruchen kann, weil er 1724 wegen Untreue im Salzhaus geköpft wurde. Der Stammbaum verzeichnet das harte Verdikt mit dem lakonischen Vermerk «deconatus» und gibt keinen Hinweis darauf, welcher Volmar seinen weit entfernten Verwandten vom Leben zum Tod beförderte.

Der Delinquent hinterliess drei Kinder aus drei Ehen. Sie wurden mit den Fährnissen der menschlichen Existenz offensichtlich weit besser und tugendhafter fertig. So war etwa *Johann Jakob Steinfels* (1692 bis 1743) seit 1721 Pfarrer im thurgauischen Altnau. Einen seiner vier Söhne, nämlich *Heinrich Steinfels* (1724 bis 1782), zog es wieder zum Metzgergewerbe, wo er es freilich zu höheren Weihen brachte: 1764 wurde er Zunftmeister zum Widder, später Obervogt in Meilen und in Stäfa, 1769 und 1775 auch Sihlherr (Verwalter der städtischen Forsten). Von den zehn Kindern wählte der Zweitjüngste, *Hans Kaspar Steinfels* (1764 bis 1794), gleichfalls die Metzgerei. Sein früher Tod machte *Heinrich Steinfels* (1787 bis 1855) mit sieben Jahren vaterlos; als der Knabe elf war, verheiratete sich die junge Witwe Verena Steinfels-Sigrist wieder und zwar mit einem Zunft- und Berufsgenossen des Verstorbenen, dem Zürcher Metzger-Obmann Wilhelm Nägeli.

Metzgermeister auf Freiersfüssen

Heinrichs Stiefvater war ein tüchtiger und bemittelter, doch nüchterner und offenbar ausgesprochen materiell eingestellter Mensch, an den der junge Steinfels keinen vertraulichen Anschluss zu finden vermochte. *Luise Sarauw-Steinfels*, eine Urenkelin des zwei Jahre vor der Französischen Revolution geborenen Heinrich, gibt in ihren hübschen «Jugend- und Familienerinnerungen» hiezu eine Schilderung, die sich freilich aufs Hörensagen beziehen muss: «So wuchs der lebhafte, zu übermütigen Streichen aufgelegte Knabe etwas unbeaufsichtigt heran; dazu mag auch die damalige Zeitlage beigetragen haben, als fremde Kriegsvölker sich auf Schweizer Boden herumstritten und sich der heranwachsenden Jugend allenthalben Gelegenheit zu kleineren und grösseren Abenteuern bot.» Ein anekdotisches Müsterchen fügt die Chronistin gleich bei: «Im denkwürdigen Sommer 1799, als vor den Toren der Stadt Zürich Franzosen und Russen sich schlügen, durchstreifte der junge Heinrich zusammen mit gleichaltrigen Kameraden das Gebiet des Sihlfeldes, wo kurz zuvor ein Gefecht stattgefunden hatte. Dort stiessen sie auf einen zusammengebrochenen Pulverwagen, dem sie einige Säckchen Pulver entnahmen. Auch fanden sie ein wertvolles chirurgisches Besteck. Nach Hause zurückgekehrt, bewunderten die Buben, am Fenster stehend, die schönen Instrumente. Dabei wurden sie von einem (...) russischen Offizier beobachtet, der sofort herüberkam und die Rückgabe des Besteckes verlangte. Inzwischen hatten sich aber die Finder verzogen und nach längerem Suchen entdeckte man sie im Taubenschlag, wo sie, auf den Pulversäcken sitzend – rauchten!»

Der fünfzehnjährige Heinrich Steinfels wurde nach der Zürcher Industrieschule zur Weiterbildung ins Welschland geschickt. Im Pfarrhaus von La Tour-de-Peilz bei Vevey kam er in die Obhut eines pädagogisch geschickten Geistlichen und Mentors, von dem sich der aufgeweckte Jüngling aus der Ostschweiz nach zwei lehrreichen Jahren nur ungern trennte, um nach dem Willen des Stiefvaters, aber entgegen der eigenen Neigung und Veranlagung im heimischen Gewerbe die Metzgerlehre zu absolvieren. Kaum volljährig, gründete Heinrich seinen eigenen Hausstand. Die Eile hatte wohl nicht zuletzt damit zu tun, dass er sich durch die Verehelichung mit Anna Magdalena Wehrli (1786 bis 1851), Tochter des Zürcher Obmanns der Müller, vom harten stiefväterlichen Regiment lösen und als selbständiger Metzgermeister arbeiten konnte.



Anna Magdalena und
Johann Heinrich
Steinfels-Wehrli.



«Zu jener Zeit waren die städtischen Metzgermeister, durch die Zunft vor Konkurrenz geschützt, gut situierte, angesehene Leute mit sicherem Einkommen, welche sich vorzugsweise mit dem Einkauf der Tiere befassten und das Handwerkliche des Berufs den Knechten überliessen», berichtet Luise Sarauw. «Auch Urgrossvater Steinfels fuhr oft in solchen Geschäften über Land und hatte anlässlich einer dieser Reisen ein Erlebnis, welches im stillen, den Augen der Umwelt verborgenen Bereich des Herzens für ihn von Bedeutung werden sollte.»

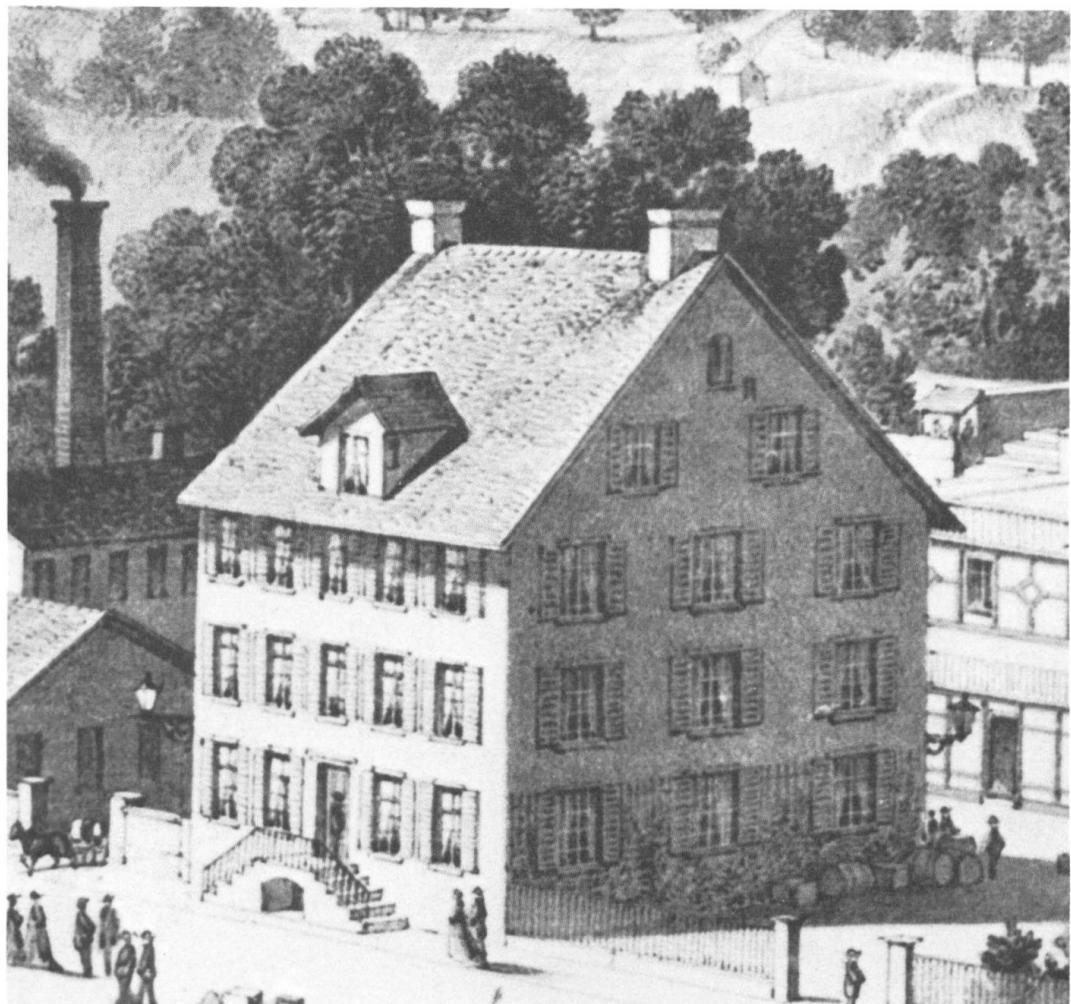
Was nun in der Erzählung folgt, ist die Geschichte einer verhinderten, als platonische Freundschaft aber dauerhaft und still blühenden Liebe – ein Stoff,

der jedem Romancier des 19. Jahrhunderts zur prächtigen Vorlage hätte gereichen können: Auf einem Markt in Bremgarten begegnete Heinrich Steinfels-Wehrli anno 1813 die bildhübsche Bernharda Lang aus dem luzernischen Hohenrain, hoch zu Pferd zwei Ochsen dem Markt zutreibend. Der galante junge Metzgermeister, gefesselt von dem anmutigen Bild, anerbte sich, den Verkauf der Tiere zu tätigen, was zu beiderseitiger Zufriedenheit gelang und bei Tanz und Trunk sittsam gefeiert wurde. Nach dieser einmaligen Begegnung entschwand die ländliche Schöne aus den Augen des Zürchers – nicht für immer freilich, denn 28 Jahre später spielte der Zufall Schicksal und trug Heinrich Steinfels zu, die leichtfüssige Tänzerin von einst habe in der Tat, wie er inzwischen herausgefunden zu haben glaubte, der Welt entsagt und sei zur Klosterpriorin aufgestiegen.

Freudig bewegt, jedoch nicht mehr von jugendlichen Gefühlsstürmen getrieben, bemüht sich Metzgermeister Steinfels, mittlerweile ein würdiger Grossvater, in aller Dezenz ums Wiedersehen. Dazu kommt es, über konfessionelle Grenzen hinweg, in der Folge stets aufs neue im Sinne eines permanenten, ehrbaren, geistvollen Gedankenaustauschs und einer Kollegialität, die nach einem Zeugnis der Oberin Bernharda «im Herbst des Lebens ersetzt, was der Liebe im Frühling der Jugend zu geben unmöglich war». Auch als Heinrich Steinfels nach zunehmenden Krankheits- und Altersbeschwerden im Dezember 1855 für immer die Augen schloss, brach der Kontakt zwischen der tiefkatholischen Klosterfrau und dem protestantischen Haus Steinfels nicht ab. Dem Toten hielt sie die Treue, «indem sie ihr Interesse den Seinen zuwandte und seinen Sohn, meinen Grossvater, bat, ihr im Sinne des Verstorbenen die Freundschaft zu bewahren», schreibt Luise Sarauw-Steinfels. «Dies ist geschehen und hat sich auch auf die folgenden Generationen ausgedehnt.»

Es besteht kein Anlass, an dieser unglücklichen «love story» zu zweifeln. Hingegen überliefert Luise Sarauw in ihren postum gedruckten Memoiren einen anderen Sachverhalt ungenau: Ihr Grossvater, Heinrich Steinfels-Wehrli, war nicht, wie man der Lektüre zu entnehmen geneigt ist, der Besitzer der Liegenschaft «Zum untern Berg». Das Patrizierhaus am ländlich-idyllischen, ausserhalb des alten Stadtwalls gelegenen Hirschengraben – der Ende des 18. Jahrhunderts aufgefüllt wurde und dann ein Säkulum lang zweimal im Jahr Schauplatz des letzten Zürcher Jahrmarkts war – gehörte seit seiner Errichtung (vor 1762) zunächst dem Tuchscherer Johann Heinrich Rahn. Dessen Sohn Abraham Rahn veräusserte den «Untern Berg» 1776 wegen

Das
Steinfels-Wohnhaus
im «Untern Berg» im
frühen
19. Jahrhundert.



Erbschwierigkeiten. Käufer war das Ehepaar Schweizer-Hess, das später nach Paris zog und dort in den revolutionären Wirren sein Vermögen eingebüßt haben soll. Ihm folgte am Hirschengraben 82 – so die spätere Adresse des «Untern Bergs» – Major Schulthess-Oeri, dessen Wohngebäude zusammen mit Waschhaus und Holzschopf ins städtische Grundstückverzeichnis aufgenommen wurde und 1812 wie auch 1832 mit total 14 000 Gulden in Assekuranzauszügen der kantonalen Brandversicherungsanstalt vermerkt ist. Im Juni 1833 schliesslich wurde der Komplex, kurze Zeit später ergänzt durch ein gegen den Zürichberg ansteigendes, ansehnliches Stück Rebland, Eigentum von Rudolf Friedrich Steinfels, dem am 17. September 1808 geborenen Sohn von Johann Heinrich Steinfels-Wehrli.